

Hermann Eberhardt

Erwägungen zu „Verträgliche Zukunft“

Skript Okt. 2022

Unter der Leitzeile „ENTDECKEN“ erschien auf S. 56f. der Wochenzeitung (Nr. 35) DIE ZEIT vom 25.8.2022 ein Artikel von Jens Jessen zum Thema „Die beschwerte Jugend“. Dabei flankierte folgendes Fettgedruckte seinen Text: „Hinter dem Überlebensinteresse der Alten hat alles zurückzustehen – die Wirtschaft, die Gesellschaft, die Kultur, die Bildung, vor allem aber die Jugend | In der Regulierung von Sprech- und Verhaltensweisen hat die Jugend das Machtmittel gefunden, mit dem die Mehrheitsgesellschaft eingeschüchtert werden kann“. DIE ZEIT Nr. 37 (vom 8.9.) bringt dann auf S.16 eine Sammlung von 8 Leserbriefen dazu unter der Überschrift „Es ist zum Tränenkotzen“.

Zeitung will und soll informieren, unterhalten und anstoßen. Führt das Anstoßen zum „Tränenkotzen“ – die Formulierung wurde von einem Leserbrief übernommen – fragt sich freilich, was damit gewonnen ist. Jedenfalls wünsche ich mir hier mehr Durchblick. Ich gewinne ihn, indem ich mir Folgendes vergegenwärtige:

Nicht von ungefähr verdichtet sich das Erleben der sich z. Zt. häufenden Krisen (Klimawandel, Pandemie, Ukraine-Krieg, Energie-Teuerung) zur allgemeinen Feststellung einer die Generationen übergreifenden „Zeitenwende“. Erstes Merkmal dieser Zeitenwende dürfte sein, daß nun keinem wachen Mitmenschen mehr möglich ist, etwa nur mit *einem* Auge hinzuschauen und Gegebenheiten und Zusammenhänge auszublenden. Zu welchen Folgerungen aus den Krisen jemand auch kommt: Nachhaltige Sicht ist ebenso unumgänglich wie die Bereitschaft, von bisherigen Wahrnehmungs- und Verantwortungslücken Abschied zu nehmen.

Offenkundig sind in mehrfacher Hinsicht die ökologischen Grenzen des Wachstums. Die Menschheit lebt derzeit – pauschal gesagt – über ihre Verhältnisse und damit von der Substanz.

Offenkundig beeinflußt die Menge von CO₂ in der Atmosphäre das Weltklima katastrophal.

Offenkundig erscheint gelingendes Leben-in-Beziehung untrennbar mit wechselseitiger Achtung und Sozialsinn verbunden.

Offenkundig gehört zu nachhaltigem Frieden Rücksicht auf die Grenzen von Verträglichkeit.

Offenkundig bedürfen abstrakte Leitvorstellungen des Abgleichs mit den Gegebenheiten des Lebens in multipler Beziehung.

Jens Jessen versetzt seine Leser in die gleichsam parlamentarische Arena gegenseitiger Abgleichsforderungen, wenn er „die Jugend“ im Kontext der konkreten Maßnahmen zur Pandemiebewältigung gegenüber „den Alten“ zurückgesetzt und „beschwert“ zeichnet, dann aber auch hervorhebt, wie *machtvoll* die Jugend die ihr aus der jüngsten Geschichte zugewachsenen „Nie-Wieder“-Prinzipien vertreten kann, um im Gegenzug die „Mehrheitsgesellschaft“ (der Alten) „einzuschüchtern“.

Ob Jessen dabei bewußt ist, wie fraglos er mit seinem Schubladen-Konstrukt alte Lagermentalität und entsprechenden Machtkampf zwischen den Generationen bzw. „Alten“ und „Jugend“ beschwört? Die Alten stehen hier für bedenkenloses Establishment – wohl abgesichert auch über das Gebot, Leben zu erhalten und auf ihre schwächere Gesundheit Acht zu haben. Die Jungen erscheinen für radikalen Aufbruch aus überholten Lebensanschauungen und „Keine Kompromisse!“ zuständig und können natürlich über neue reine oder auch penetrante Prinzipientreue den Alten moralisch am Zeuge flicken. Doch Jessens Hinweis auf den Minderheitsstand der „Jugend“ greift ins Leere, sobald achtungsvoller Dialog und wechselseitiges Verständnis zwischen Alt und Jung als Gebot der Stunde erkannt sind.

Wie auch immer Jugend- und Altenstand gefaßt werden – weder dem einen noch dem andern können, bei entsprechender Kommunikationsatmosphäre, übergreifende oder auch nachhaltige Einsichten abgesprochen werden. Die Kommunikationswissenschaft bringt – transaktionsanalytisch gesprochen – dafür das vom „Kind-Ich“ und vom „Eltern-Ich“ wohl unterschiedene „Erwachsenen-Ich“ ins Spiel. Von Haus aus ist dieses, im Gegensatz zu den anderen (Lager zuweisenden) Ich-Figurationen, dafür zuständig, jegliche Konstellation des Ich-Selbst zu hinterfragen, und steht damit für offenen bzw. emanzipierten Umgang mit Prägungen und Gegebenheiten des Zeitenwandels. Bei anderen Gelegenheiten ging ich dem längst nach. Wer sich in welchem Alter auch immer auf diese Fährte begibt, muß sich auf der engen Denkspur Jessens unbehaglich bzw. eigene Einsichts- und Dialogfähigkeiten betreffend verkannt fühlen und Jessens Festschreibungen um des eigenen Selbsts bzw. seines Erwachsenen-Ichs und verträglicher Zukunft willen widersprechen.

Mit meiner Rede von „verträglich“ bestimmter Zukunft bringe ich eine Leitkategorie ein, die weit mehr transportiert als wenn Eltern, um selber ihre Ruhe zu haben, ihre sich streitenden Kinder einfach mit „vertragt euch!“ zurechtweisen. Im Sinne besagter Anweisung genügt es, daß die Kinder sich (gehorsam) den Wünschen ihrer Eltern bzw. Erzieher widerspruchslos fügen und Ruhe halten. Unter den Tisch fällt dabei die Gemütsdisposition der so Angesprochenen. Auf Befehl verschwindet Widerstreit allenfalls von der *Bildoberfläche*. Unbearbeitet *unterdrückt* wirkt er mehr oder weniger bewußt im *Untergrund* weiter. So ist denn das erste Gebot nachhaltiger Sorge um Verträglichkeit, Widerstreit zu be-

nennen und dann auch durchzusprechen. Das aber macht nur Sinn, wo das natürliche Verträglichkeitspotential im Menschen wahrgenommen und kultiviert wird. Menschen können um des Zugewinns im (verträglichen) Miteinander willen auch rein selbstbezogene Impulse zurückstellen. Muß ich in eine verständig geführte sog. „Familienkonferenz“ oder bunte Kindertagesstätte einladen, um das zu belegen?

Die alte christliche Anthropologie pflegte hier über ihre Erbsündenlehre eine Wahrnehmungslücke, und zeitigte nicht von ungefähr den unversöhnlichen Widerstreit F. Nietzsches gegen A. Schopenhauers Pessimismus. [S. dazu ausführlich mein Skript von 2015/16 „Weltanschauung‘ im Zeitenwandel ...“]. Erst wenn man die einseitige Rede von der Verderbtheit menschlichen Wesens (und Willens) hinter sich läßt, begegnet Selbstwahrnehmung nicht mehr nur in Gestalt der Forderung fügsamer Selbstvergessenheit, sondern in polarer Gegenüberstellung, und das biblische Gebot, den „Nächsten *wie sich selbst*“ zu „lieben“, wird zum *konkreten* Doppelgebot.

Entkleide ich den Beziehungsbegriff „Liebe“ um nüchterner Klarheit willen seiner leidenschaftlichen Implikationen, die zu gebieten ohnehin problematisch ist, geht es im besagten Doppelgebot um wechselseitig gleichermaßen achtsame Wahrnehmung von und in Beziehung und damit um Verwirklichung förderlichen Miteinanders. Förderliches Miteinander wächst auf dem Boden wechselseitiger Verträglichkeit bzw. Sich-Vertragens miteinander. Wer wahrnimmt, was sein Selbst *nicht* verträgt, wird solches auch seinem Mitmenschen nicht zumuten. Womit wir denn bei Jesu „Goldener Regel“ (Mt 7,12) wären.

Wie weit Sichvertragen schon zwischen Alten und Jungen innerhalb des gleichen Kulturkreises schwierig werden kann, hängt davon ab, wie weit die der Kindheit Entwachsenen in sich die urtümliche Neugier (und Experimentierfreude) des Kind-Ichs bewahren und Fortschritten von Hergebrachtem zu Neuerungen gegenüber offen bzw. wohlweislich gelassen bleiben. Begegnet die Lebensumgebung kulturell vielgestaltig, bedeutet Verträglichkeit dann als erstes, sich gegenüber dem, was eigener Vertrautheit bzw. eigenen Sitten und Bräuchen, ja eigenem Geschmack von Hause aus fremd ist, nicht unbesehen zu verschließen. Fremdes kann befremden, kann aber auch Neugier aktivieren und Horizonterweiterung bringen. Was zum einen bedrohlich erscheinen mag, birgt zum anderen Bereicherung. Wo einer seiner selbst einigermaßen sicher ist, kann er auch Fremdes offen auf sich zukommen lassen und gelassen erkunden. Wo auch immer Abwehr und Diskreditierung alles Fremden im vornherein das Verhalten bestimmt, bleibt auch Verträglichkeit im Sinne einer übergreifenden Leitkategorie zwangsläufig ein Fremdwort. Auf jeden Fall erscheint die „Goldene Regel“ verstümmelt, wird sie zu möglicherweise blindem Kurzschluß „von sich auf andere“ (etwa nach dem Muster: „... hat uns ja auch nicht geschadet“) mißbraucht.

Von gängigen ethischen Diskursen her ist der Begriff der „Toleranz“ bereits vertraut. Daß dieser Begriff, was ich mit „Verträglichkeit“ anspreche, nicht einfach abdeckt, wird deutlich, sobald man sich die aktive Seite von Verträglichkeit vergegenwärtigt. Verträglichkeit schließt neben „Ertragen“ Entgegenkommen ein und führt von da her über die Markierung eigener „roter Linien“ hinaus und in die Einfühlung in tiefere Zusammenhänge auch beim Gegenüber hinein. „Null Toleranz“ im Sinne einer „roten Linie“ auf der einen Seite bedeutet auf der anderen Seite nicht einfach „Null Einfühlung“ oder „Null Verständnis“. Populisten gehen darüber hinweg, verstellen damit aber auch jede Möglichkeit, „Gegner“ bei sich selbst aufzusuchen und mit ihnen ins Gespräch bzw. zu Absprachen bezüglich des Verkehrs miteinander zu kommen.

So wenig grenzenlose Toleranz Sinn macht, so wenig ist – um der Selbstwahrung im Stand eines Gegenübers willen – Verträglichkeit grenzenlos zu fassen. Mein Gegenüber muß nicht nur wissen, was ich definitiv *nicht* vertragen kann. Genau so wichtig ist im Ernstfall zugleich, daß es weiß, auf welch wehrkräftige Gegenmacht es stößt, wenn es meine „rote Linie“ überschreitet.

An anderer Stelle ging ich dem schon ausführlicher nach. Jeweilige Staatsverfassung sichert mit ihrer Rechtsordnung ihre einzelnen Bürger gegen unverträgliche Übergriffe ab. Das sogenannte Völkerrecht reguliert verträgliches Miteinander der einzelnen Staatsgestalten. Natürlich fallen Staatsverfassungen je nach ihrer Geschichte unterschiedlich aus. Eingebunden in die sie jeweils umgebende Weltanschauung bzw. Kultur formieren sich Gemeinwesen unterschiedlich; und was die ihm zugehörigen „Bürger“ verträglich finden, hängt natürlich auch von ihrer jeweiligen Prägung oder auch Mentalität bzw. ihrem Weltanschauungskontext ab.

Im abendländischen Kontext gilt Demokratie als die reifste bzw. beste Verfassungsgestalt. Wer sich achtsam vergegenwärtigt, wie viel Entwicklungsgeschichte zur Demokratie gehört, muß dann freilich auch einsehen, wie kurzfristig alle Vorstellungen kurzfristiger oder gar reibungsloser Umwandlung etwa eines autokratischen Systems in eine Demokratie sind. Hier geht nichts von heute auf morgen, sondern – wenn überhaupt – nur über Generationen.

Nicht nur die allgemeinen Lebenskräfte der Traditionsverhaftung bzw. Ständigkeit stehen flinkem Wandel entgegen. Wo auch immer Prägung bis ins persönliche Selbstverständnis wirkt, empfangen Normalbürger „Heilsbringer“ gar von außen nicht einfach mit offenen Armen. Schon der Anspruch des gar von außen kommenden Anderen, „zum Besseren“ zu verhelfen, rührt an rote Linien der Selbstbehauptung. Ich mag Demokratie für die verträglichste und damit relativ beste Staatsform halten. Ist sie das wirklich, läßt sie sich um ihrer inneren Bedingungen willen weder von außen erzwingen, noch einfach importieren (Beispiel: Afghanistan). Ich brauche nur etwas Stolz, um Leute, die mir unbesehen „Besse-

res“ bringen oder mich gar „zu meinem Glück zwingen“ zu dürfen/können meinen, überheblich bzw. un(v)erträglich zu finden.

Nicht nur aus emotionalen Gründen kommen Demokraten tunlich *bescheiden* daher. Schon die Vorstellung, im Dienst der „Zivilisation“ bzw. demokratischer Ideale weltweit Polizeifunktionen wahrnehmen zu müssen oder zu können, birgt Selbstüberschätzung – im Verein mit faktischer Entmündigung derer, in deren (innere) Staatsangelegenheiten man sich unaufgefordert einmisch. Achtungsvolles nebeneinander selbständiger Staatssysteme verträgt keine Einmischung des einen beim anderen in Gestalt aktiver Eingriffe. Versteht und deklariert ein System schon die Kritik Anderer an ihm als unverträgliche „Einmischung“, bekundet es eine Selbstunsicherheit bzw. Empfindlichkeit, die zu keiner Differenzierung mehr fähig ist und vom Lagerdenken lebt, das die Welt in „entweder Genossen oder Feinde“ aufteilt.

Muß ich daran erinnern, wie selbstverständlich Kritik in einer Demokratie ihren Platz hat, so daß man von ihr aus auch differenziert eingegrenzte Beziehungen pflegen kann? Beziehungspflege frei von Kritik am Anderen wird erst da fragwürdig, wo diese erklärtermaßen mit totaler ideologischer Übereinstimmung verknüpft begegnet. So schlüssig diese Folgerung ist, so deutlich zeigt sich allerdings auch im politischen Alltag unseres demokratischen Systems, wie nahe dem schlichten Gemüt undifferenziertes Lager-, Partei oder Genossenschaftsdenken liegt. Unbesehen wird dieses bedient, wo etwa Handelsbeziehungen zu autokratisch organisierten Staaten – auch ohne eklatanten Anlaß – nur im Verein mit ausdrücklich erklärter Abgrenzung von deren System aufgenommen werden dürfen. Handelsbeziehungen innerhalb des „demokratischen Lagers“ etwa von einem Bekenntnis zu „fairem Handel“ abhängig zu machen, kommt dagegen bisher nicht von ungefähr nur Vorreitern idealer Moralität in den Sinn.

Ich hob Verträglichkeit als Leitkategorie zeitgerechter Ethik auf den Schild, weil sie nicht nur auf gedeihliches persönliches Miteinander zielt, sondern auch alle weiteren Gestalten des Lebens-in-Beziehung förderlich zu figurieren vermag. Nationale wie internationale Verfassungen profitieren von ihr. Die Beziehung zur „Umwelt“ ist – nachhaltiges Denken vorausgesetzt – längst unabweislich von Fragen, was sich mit den Gegebenheiten des Lebens auf unserem blauen Planeten verträgt und was nicht, bestimmt.

Daß Verträglichkeit achtsamen Umgang mit dem Beziehungsgegenüber in welcher Gestalt auch immer setzt, kam oben bereits zur Sprache. Schon mit dem eigenen Selbst will achtsam umgegangen werden und erst recht mit Anderen, deren Selbstwahrungskräfte nicht klar zu Tage liegen. Wie viel Entmündigung *aktive* Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Gegenübers transportiert und wie damit auch Kräfte der Selbsthilfe verstellt bleiben, mag an anderer Stelle ausgebreitet werden. Im Kontext selbstbewußten Umgangs von erklärten Demokraten mit autokratischen Systemen deutete ich bereits an, wie sich hier m. E.

Kritik am Anderen einordnet. Dabei stellte sich die Maßgabe der Bescheidenheit ein. Nicht nur weil *Überheblichkeit* Herabsetzung des Gegenübers zeitigt und – nur ein wenig Selbstwertgefühl bei diesem vorausgesetzt – seine Abwehr weckt, empfiehlt sich bescheiden daherzukommen. Wer auch immer aus „missionarischem“ Eifer heraus Anderen *unbedingt* zum (vermeintlich) „Besseren“ verhelfen oder sie gar aktiv zu „ihrem Glück“ zwingen zu sollen meint, läßt dabei nicht nur Achtsamkeit diesen (und vitalen Mechanismen) gegenüber vermissen. Er bewegt sich – *allgemein* und nüchtern konkret gesehen – auch jenseits der Grenzen bzw. Beschränktheit seiner eigenen Kräfte und Mittel. Ich muß mich auch mit meinen eigenen Grenzen und Beschränktheiten vertragen und mit ihnen bescheiden, wenn ich Verträglichkeit praktisch leben will.

„Man kann nicht alles“ und „kann“ auch „nicht alles haben“, erinnert die Volksweisheit schlicht. Wo man auch immer *Leitideen* folgt, sind diesen damit zugleich nüchterne Fragen an ihre Realisierbarkeit und der Rat, sich hier nicht zu *überheben*, beigegeben. Daß die Leitkategorie der Verträglichkeit bis in den kritischen Umgang mit Idealen hinein wirkt, und – konsequent verfolgt – schließlich mit dem Grundsatz: „Verträglichkeit muß (v)erträglich sein“ aufwartet, schützt sie aus sich selbst heraus vor Überforderung bzw. Mißbrauch.

Verträglichkeit kann nicht im Sinne uneingeschränkter Fügsamkeit verabsolutiert werden und hat schon von daher ihre Grenzen. Elemente von Selbstvergessenheit gehören notwendig zu ihr. Doch diesen steht (ebenso notwendig dann die Waage haltend) Selbstwahrnehmung im Sinne von Selbstbehauptung polar gegenüber. So deutlich Aktivität zur Verträglichkeit gehört, so wenig läßt sich mit ihr weder total passives Verhalten noch Überaktivität entschuldigen oder gar begründen. An anderen Stellen verhandelte ich längst das spannende Gegenüber von „Widerstand und Ergebung“. Nicht von ungefähr weist dieses (Buchtitel von Eberhard Bethge 1956) auf Dietrich Bonhoeffer und eine Zeit, in der in der Kirche aktiver politischer Widerstand für viele noch ein Fremdwort war. Wenn ich jetzt herausstelle, daß zum Eintreten für verträgliches Leben konstitutiv auch realistischer Umgang mit Grenzen des Wachstums und des Vermögens bzw. Vermöchtens gehört, breche ich zugleich aus dem Gehege herkömmlich himmelsstrebender Tugendlehre bzw. klassischer Selbstausslieferung an Ideale aus. „Meine“ Leitkategorie hat sowohl von ihrem ethischem Selbstverständnis als auch von allgemeinen Erfahrungen her klar benennbare Grenzen bzw. Konturen und läßt nicht zu, daß diese, von welcher Utopie oder Ideologie auch immer, verwischt werden.

Wie kritisch von daher Reaktionen aus erklärt „*pazifistischem*“ Lager auf Putins Einfall in die Ukraine gesehen werden müssen, führte ich bereits aus [S. Skript. „Friedensethik angesichts des Ukraine-Krieges“]. Auch beste Friedensgesinnung sollte sich nicht überheben und auf dem Boden des Verträglichchen bleiben. Wer Gewaltlosigkeit ohne Wenn-und-Aber auf seine Fahnen schreibt, muß

seine Augen für die Tatsache öffnen, daß rücksichtslose Gewaltherrschaft nur mit Gewalt zu stoppen ist. Auch Demokratie schreibt sich nicht ohne Wenn-und-Aber auf die Fahnen der Anhänger verträglichster Verfassung. Man kann für letztere nur werben. Sie von außen erzwingen zu wollen oder dies gar zu müssen, paßt weder zu ihrem Menschenbild noch zu den heutigen Grenzen wirtschaftlicher Autonomie. Von daher werden Demokraten nicht fraglos zu Weltpolizisten und behalten tunlich – ebenso nüchtern wie bescheiden – auch die Grenzen ihrer Kräfte dazu im Auge. Muß ich hier an das klägliche Ende Deutschen Hilfsengagements in Afghanistan erinnern? Wer nachhaltig denkt, behält auch seine Abhängigkeiten im Auge. Wohlstandseinbußen sind in Kauf zu nehmen. Selbstaufopferung als Helfer (z. B. im Fall Ukraine) käme – nüchtern gesagt – dagegen dem Schlachten der Kuh gleich, die nur so lange Milch spenden kann, so lange sie lebt.

Mein Überschritt zum alten Bild vom Kuhschlachten ist heftig, dürfte damit zugleich aber auch spitz verdeutlichen, welche Verluste für die Allgemeinheit gerade moralisch überaus geschätzte Handlung und Haltung mit sich bringen können.

In religiösem Kontext finde ich himmlisches „Heil“ dem irdischen „Wohl“ gegenübergestellt. Halte ich mich hier dann etwa an die „Bergpredigt“ Jesu nach Mt 5-7, ist mir angesichts der sie tragenden Endzeitstimmung sozusagen schon abgenommen, abzuwägen, welches Verhalten nachhaltigen Gewinn verspricht. Bei der der Bergpredigt eigenen Nähe von „Himmel“ oder „Hölle“, „Rettung“ oder „Verdammnis“, braucht es keiner weiteren Erwägungen. Und das bleibt für Fromme über das Mittelalter hinaus festgezurr. Daß das „Wohl“ für ihn in jedem Fall zweitrangig ist, bekundet Martin Luther in der letzten Strophe seines Liedes „Ein feste Burg ist unser Gott“ (EG 362,4) sozusagen lauthals. „Nehmen sie den Leib, / Gut, Ehr, Kind und Weib: / laß fahren dahin ...“, lese ich da. Mag für Andere der „Jüngste“ Tag inzwischen zum „Sankt-Nimmerleins-Tag“ geworden sein – für sie hält die idealistische Philosophie Immanuel Kants über ihre metaphysischen „Postulate der Praktischen Vernunft“ die Gerichtslogik des „Jüngsten Tages“ am Leben; und Friedrich Schillers idealistische Dichtung glänzt mit dem Satz: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht ...“.

Muß ich mir erst des frommen Jochen Kleppers Lebenslauf und -ende vergegenwärtigen [Vgl. mein Skript vom Okt. 2018 „Jochen Klepper (1903-1942)“] um zu entdecken, was bei Luthers „laß fahren dahin“ oder beim Verfolgen persönlicher Ideale bis zum Selbstopfer unberücksichtigt bleibt? Nachhaltiges Ethos kann nicht solipsistisch beim Individuum stehen bleiben. Was kommt auf „Kind und Weib“ des sein Leben lassenden „Helden“ zu? Wie steht's mit „Gut und Ehr“, wenn diese willkürlich „genommen“ werden können? Für jeden, für den Sozialsinn und systemisches Denken (die Strukturen des Lebens-in-Beziehung betreffend) selbstverständlich sind, können die eben gestellten Fragen nur rhetori-

sche Fragen sein. Im Laufe der jüngeren Weltgeschichte wuchs der Ethik jedoch eine Fassung von Achtsamkeit zu, die am Schlüsselkriterium der Nachhaltigkeit – einem Lösungswort gleich – nicht mehr vorbeikommt. Nachhaltige Achtsamkeit hat – bei aller möglichen Gelassenheit aus/im Glauben – nicht nur „Kind und Weib“ etc. im Blick, sondern auch deren Nachkommen etc., ja überhaupt alles in der Zukunft Nachkommende.

In meiner Einheitsübersetzung der Bibel von 1980 lese ich im (um 190/180 v. Chr. verfaßten „apokryphen“) Weisheitsbuch Jesus Sirach 7,36: „Bei allem, was du tust, denk an das Ende, / so wirst Du niemals sündigen.“ (In der Lutherbibel von 1984 steht hier für „sündigen“: „etwas Böses tun“.) Nur wer bis zu Ende denkt, d. h. die Folgen in der Zukunft mitbedenkt, tut auf jeden Fall und nach bestem Wissen und Gewissen nichts „Böses“. Von daher überschreitet z. B. Hilfe – nachhaltig verstanden – allenfalls kurzfristig die Grenzen der Hilfe zur Selbsthilfe und kein Ideal der Nächstenliebe zwingt dazu, sich selbst ohne Rücksicht auf zukünftiges Leben absolut zu verausgaben.

Über die ethische Leitkategorie der Verträglichkeit ist das alles sozusagen schon pragmatisch mitbedacht. Nicht nur ein friedliches Heute fordert tiefgründige Verträglichkeit. Auch für die Zukunft will diese gelten. Und das bedeutet, für den Fall der Fälle hinreichende Widerstandskräfte und -Mittel gegen Friedensbrecher bereitzuhalten. Gegen willkürliche, gar kriegerische Anwendung von Waffengewalt hinreichend gerüstet zu sein, ist von daher ebenso selbstverständlich wie die Maßgabe, den Nachkommen keine ungebührlichen Schuldenberge zu hinterlassen.

Natürlich schließt die bedingungslose Pazifismus zuwiderlaufende Rüstung, die ich meine, weitere Arbeit an der internationalen Rechtsordnung und den Möglichkeiten, Konflikte friedlich auszutragen, ein. Zugleich ist nüchterne Selbstbeurteilung angesagt. Wie viel Umwelt-Schulden sich angesichts begrenzter Ressourcen unserer „Welt“ bereits auf Kosten verträglicher Zukunft angesammelt haben, wurde inzwischen auch auf den Straßen zum Thema. Wo diese Schulden aus Not gemacht wurden, steht verträgliche (Ver-)Teilung der Lebens-Güter bzw. Lebens-Chancen an. Grundsätzlich schließt achtsamer Umgang mit Schulden auch Verzicht auf unverhältnismäßige und damit unverträgliche Ansprüche ein. Ebenso grundsätzlich verbietet Verträglichkeit, vorhandene Überschüsse an Vermögen bzw. Macht allein zum Erhalt oder gar zur Maximierung eigenen Wohlstands zu verwenden. Weder *Kolonialismus* noch (die Schwäche Anderer) ausbeutender *Kapitalismus* passen – sowohl heute wie in Zukunft – zu Frieden sichernden verträglichen Beziehungen.

Ich belasse es hier bei der Vergegenwärtigung geschichtsträchtiger Schlagworte bzw. „...Ismen“, um meine Position zu kennzeichnen. Ausführungen dazu finden sich in etlichen Titeln meiner Skriptsammlung.

Wenn denn wechselseitige Achtung von Jungen und Alten den Mißbrauch faktischen Machtgefälles grundsätzlich ausschließt und zum Dialog ruft, dann ruft verträglich firmierte Zukunft Jung und Alt unweigerlich an den gleichen „runden Tisch“; und deren Kosten sind heute wie übermorgen Sache aller Beteiligten.

Ich wurde 1938 geboren und wuchs mit Geschwistern auf. Zu den volkstümlichen pädagogischen Grundsätzen gehörte da noch lange der Satz: „Kinder, die was wollen, krieg’n was auf die Bollen“. Zugleich galt für Eltern, daß sie sich „krummlegten“, damit es die Kinder später „besser hätten“. Beide Maßgaben transportieren Verzicht in einseitiger und heute nicht mehr angemessener autokratischer Gestalt vom Eltern-Ich her.

Wer heute etwa „Kinderarmut“ anprangert oder Vernachlässigung kindlicher Bedürfnisse beim Umgang mit der Corona-Pandemie beklagt, stößt dann natürlich auf Ambivalenzen. Der Zeitgeist gibt ihm recht, doch bei Senioren, die als Kinder die Nöte des 2. Weltkriegs und seiner Folgen durchstanden, meldet sich auch die alte Gegenstimme: „Stell Dich nicht an!“ – – „Nimm die Gegebenheiten als Verzichtsschule!“ – – – „Früh übt sich, wer ein Meister (auch seiner selbst) werden will.“

Ein ganzes Faß Gesprächs- und Abwägungsbedarf tut sich damit auf. Wohlstandszeiten verwöhnen und lassen vergessen, daß man, um in Frostzeiten nicht zu erfrieren, auch lernen muß, sich „nach (dem Maß) der (Schutz)Decke (zu) strecken“, wenn diese knapper wird. Diese Maßgabe gilt gestern wie heute, wo immer Lebenstüchtigkeit und die zu ihr gehörige Frustrationstoleranz oder Genügsamkeit Thema ist. Im Unterschied zum Gestern ist sie heute jedoch nicht mehr autoritär bzw. verständigungslos über die Köpfe der „Kinder“ hinweg zu praktizieren. Geschah die Vermittlung verständig, können Jugendliche bzw. junge Erwachsene unter der Fahne von „Fridays for Future“ die Alten nicht schrecken, wissen diese sich damit doch bezüglich Vorsorge im gleichen Boot mit den Jungen. Geschah sie unverständig, kommt in „Fridays for Future“ auch die Rache unverständiger Radikalität auf die Alten zu. Den Jungen fällt schwer, den Alten hinreichende Flexibilität zuzutrauen. Über die Schatten eingefahrener Richtwerte springt sich halt nicht leicht. Gilt immer noch, daß die „Kinder“ *es besser* haben sollen, mag keiner lauthals widersprechen, wo z. B. Kinderarmut und Lücken und Mängel im Bildungssystem änderungsheischend angesprochen werden. Wer würde besagte Defizite nicht gerne beheben?! Doch das dürfte – selbst, wo ein besserer Lasten-Ausgleich zwischen „arm“ und „reich“ gelingt, – nur über Schulden laufen, die dann natürlich auch die Zukunft einschränken.

Muß ich hier weiter ausführen, welche Dilemmata über die Schiene ungefilterter idealischer Sicht und die Offenlegung weiterer Defizite entgegen kommen? Daß man im Blick auf die Grenzen des Wachstums den „Gürtel enger schnallen“ muß, erscheint über „Fridays for Future“ allgemein angesagt. Erwachsene Zeitgenossen sehen sich damit zugleich aber auch zu bescheidenerem Umgang mit

Idealen aufgerufen. Auch bei diesen gilt im übertragenen Sinne nüchtern, den „Gürtel enger (zu) schnallen“ und dann auch, ohne Gesichtsverlust und selbstsicher, pragmatische Verträglichkeit – wohl unterschieden von leichtfertigen Pragmatismus – zu pflegen.

Von daher vertritt für mich Jens Jessen offensichtlich eine Position von gestern, wenn er meint, „in der Regulierung von Sprech- und Verhaltensweisen“ habe „die Jugend das Machtmittel gefunden, mit dem die Mehrheitsgesellschaft eingeschüchtert werden kann“. Eingeschüchtert werden kann nur der, der sich einschüchtern läßt. Zur Position eines Erwachsenen-Ichs oder auch mündigen Bürgers im Vollsinn paßt das nicht! Auch Jessens Behauptung, „hinter dem Überlebensinteresse der Alten“ hätte „alles zurückzustehen“, läuft auf falscher Fährte. Es sind nicht „die Alten“, die unbedingt überleben wollen, sondern es ist das allgemeine moralische Prinzip vom „Leben erhalten – gleich, was es kostet“, das hier an oberster Stelle steht (und tunlich die gesundheitlich Gefährdeteren vorzieht). Welch Aufwand über die Möglichkeiten der Organtransplantation auf das Gesundheitswesen zu kommt, sei hier nur angedeutet. Ganz zu schweigen von der Konfrontation mit dem Pandemie-Schreckgespenst der „Triage“ auf Intensivstationen. Sowohl der gesetzgeberische Umgang mit Fragen sogenannter „Abtreibung“ ungeborenen Lebens als auch der mit Fragen medizinischer „Sterbehilfe“ in unserem Land zeugen schon länger vom Mühen um „Erhalten – gleich, was es kostet“. Ich weiß, daß ich hier Tabus berühre. Wer diese nicht antasten mag, muß dann freilich aber auch Auskunft darüber geben, wie er zum „Wert“ mündiger „Selbstbestimmung“ und zu möglichem Zusammenstoß der „Werte“ steht.

Ich komme zum Schluß. Wo es auch immer um Friedenserhalt bzw. nachhaltigen Frieden geht, sind Fragen der Verträglichkeit und damit verträglicher Zukunft gegenwärtig. Verträgliche Zukunft heischt nicht erst in der Zukunft Antworten auf Fragen, die das althergebrachte Wertesystem mit seinen blinden Flecken und Tabus verstellte. Auf jeden Fall führt die Auseinandersetzung mit ihren Problemen an einen „Runden Tisch“, an dem – unter „erwachsenen“ Bedingungen – Alt und Jung (ungeachtet sonstiger Unterscheidungsmerkmale!) gleichermaßen beteiligt sind.

Vergegenwärtige ich mir, was es da alles zu bedenken gibt und wie viel Selbstdisziplin mündige Weltbürgerschaft in verträglicher Zukunft erfordert, dann muß ich nur der natürlich auch in mir wohnenden Trägheit nachspüren, um die Rolle des Untertans eines autokratischen Systems bequemer zu finden. Lasse ich meine Trägheit sprechen, hat es was für sich, „den“ bzw. „die da oben“ sorgen, machen und dann auch ethisch verantworten zu lassen, wozu er oder sie sich entscheiden. Wer ohne eigenes Zutun bereits einem demokratischen System zugehört, darf sich obendrein gar unbedacht über Unbequemes beschweren. ...